



Dies academicus:
177. Stiftungsfeier mit
der neuen Unileitung
und illustren Gästen
..... 2

Comicforschung:
Bildergeschichten als
Spiegel der Gesellschaft
..... 10

Social Media:
Wie die Uni Bern twittert
und facebookt
..... 13

Dies academicus 2011: Viel Erfolg trotz wenig Geld

Ein erfolgreiches Jahr für die Uni Bern: eine neue Unileitung, neue Forschungszentren, mehr Studierende und internationales Renommee. Am 177. Dies academicus nahmen Unileitung und Regierungsrat aber auch zu finanziellen Knackpunkten Stellung.

Eine illustre Gästeschar – darunter auch Bundesrätin Simonetta Sommaruga – fand sich am 3. Dezember zum 177. Dies academicus im Kulturcasino ein. Dem würdigen Rahmen entsprechend hob der neue Rektor Martin Täuber zu Beginn die Erfolge der Uni hervor, die er in weiten Teilen alt Rektor Urs Würzler zuschrieb: Die Uni Bern sei gut in der Bildungslandschaft positioniert. Sie weise hohe Qualität in Forschung und Lehre sowie eine erfolgreiche Nachwuchsförderung auf, werde von prominenten Forschenden auf internationalem Niveau getragen und pflege einen engen Kontakt zur Region Bern mit ihren politischen, kulturellen und ökonomischen Institutionen.

Über Erfolge und Geldprobleme

Der Weg der Uni Bern zeigt steil nach oben. «Dabei ist der Kantonsbeitrag kaum gewachsen», wies Martin Täuber auf problematischere Tatsachen hin. Die Gründung der Forschungszentren sei etwa nur durch interne Umlagerungen und eigens erworbene Drittmittel möglich gewesen. «Doch dieser Spielraum ist nun ausgeschöpft.» Selbstverständlich versuche die neue Unileitung, die Forschenden zu unterstützen, wo sie könne: etwa bei der Administration für das Einwerben von finanziellen Zustüpfen. Sie hält die Wissenschaftler dazu an, ihre Projekte in Allianzen durchzuführen. Mit der Überarbeitung des Bolognasystems soll ausserdem der Mittelbau entlastet werden. Mit Evaluationen versucht die Unileitung Effizienz auf allen Ebenen herauszuarbeiten. «Doch die Universität muss aufgrund der Debatten im Grosse Rat in ihrer Planung auch Szenarien ohne Mittelzuwachs vorsehen», so der Rektor. Alle müssten für zugeteilte Ressourcen einen klaren Leistungsnachweis erbringen – im Gegenzug würde eine Umverteilung von Mitteln aber nur «begründet und massvoll» geschehen. «Die Uni will ihr Niveau halten, ja ausbauen», so Rektor Martin Täuber. Dabei sei sie aber auf ein fortgesetztes Engagement des Kantons Bern angewiesen.



Traditionell und feierlich: die 177. Stiftungsfeier der Universität Bern.

Bildungsdirektor erklärt die Finanzen

Bernhard Pulver nahm das brennende Thema nach kurzen Worten der Wertschätzung und Unabdingbarkeit der Universität als «Ort des freien Denkens» auf. Der Anteil des Kantons am Uni-Budget liegt derzeit bei 37 Prozent. Folge davon ist der schweizweit geringste Pro-Kopf-Beitrag pro Studierenden. Und jetzt noch die Erhöhung der Studiengebühren? Vom soeben verabschiedeten kantonalen Entlastungspaket 2012 sei natürlich auch die Bildung betroffen, so Regierungsrat Pulver. «Ich stand vor der Wahl zwischen Pest und Cholera: Entweder Studiengänge streichen oder die Studiengebühren erhöhen.» «Wenn die Studierenden monieren, dass sie die Zeche für tiefere Motorfahrzeugsteuern zahlen, haben sie leider nicht Unrecht», stellte Pulver klar – und wies auf die Wiederholung zur Abstimmung zu den Motorfahrzeugsteuern hin. Pulver mahnte, dass «Finanzpolitik eben auch Bildungspolitik ist».

Der Mittelbau braucht Pflege

Über die Wichtigkeit des Mittelbaus, des «Stockwerks zwischen Professorenschaft und Studierenden», sprach Christina Rothen als Vorstandsvertreterin der Mittelbauvereinigung der Uni Bern (MVUB). Heute sind an der Uni Bern rund 2500 Forschende tätig, die den durch die in die Höhe geschnittenen Studierendenzahlen und die Bologna-Reform gestiegenen Arbeitsanfall mitbewältigen. Für den Mittelbau seien gute Strukturen entscheidend, denn es sei zwar «ehrentvoll, an der Universität zu arbeiten, doch von der Ehre

alleine konnte noch nie jemand leben», wies Rothen auf brennende Probleme hin. Man müsse dem Mittelbau die seinen Leistungen angepasste Stellung verschaffen: «Der Nachwuchs braucht Perspektiven, nicht nur Befristungen.»

Die Medizin von morgen

In seiner akademischen Rede schlug der neue Rektor Martin Täuber sinnigerweise die Brücke zwischen der Universität und seinem angestammten Tätigkeitsgebiet, der Medizin. Er beleuchtete sowohl Segen als auch Probleme, welche die hochmoderne Medizin der heutigen Gesellschaft bringt. Wie kann zum Beispiel das komplexe Gesundheitssystem technischen, ökonomischen, sozialen und politischen Herausforderungen gerecht werden? Wie können in der Antibiotikaforschung neue Erfolge erzielt werden? Die Meinungen zu spezifischen Gebieten in der Medizin seien bislang zu einseitig von Interessensgruppen geprägt, meinte Täuber. «Was fehlt, ist ein akademisch-wissenschaftlicher Ansatz, der sich frei von spezifischen Interessen den komplexen Herausforderungen stellt.» Notwendig seien interdisziplinäre Ansätze, mit welchen sich mit verschiedenen Methoden aus den Sozialwissenschaften, der Ökonomie, den Geisteswissenschaften und natürlich der Medizin Lösungen erarbeiten lassen. Für Martin Täuber ist klar, «dass sich die Wissenschaft und damit die Universitäten mit Grenzen und Problemen der modernen Medizin auseinandersetzen müssen».

Bettina Jakob

So viele neue Ehrendoktoren wie noch nie

Zwölf Ehrendokortitel und weitere akademische Ehrungen: Die Universität Bern vergab an ihrer 177. Stiftungsfeier so viele Auszeichnungen wie noch nie. Am Dies academicus wurden im Kulturcasino die Gewürdigten im festlichen Rahmen geehrt.



Die Ehrendoktoren mit Rektor: Rudolf H. Strahm, Alice H. Eagly, Jacques Rognon, Marshall D. Lindheimer, Claudio Besozzi, Guy Hughes Palmer, Martin Täuber, Hannah M. Cotton, George J. Steinmann, Thomas J. Sargent, Gerhard Greif, Moritz Arnet und Felix Amiet (von links nach rechts).

Ein Höhepunkt am Dies academicus war die Verleihung der Ehrendokortitel. In ihren Laudationes erläuterten die acht Dekane in feierlichen Talaren die Verdienste und den Werdegang der von ihrer Fakultät Gewürdigten. Anschliessend überreichten die Dekanin und ihre Kollegen den Geehrten die Urkunde zur Ehrendoktorwürde in einer festlich roten Rolle. Dieses Jahr erhielten besonders viele Frauen und Männer aus dem In- und Ausland den Ehrendokortitel – insgesamt zwölf Personen.

Altertum – Entwicklungspolitik – Kriminologie

Die Theologische Fakultät verlieh **Hannah M. Cotton** einen Ehrendokortitel, da die Historikerin und Philologin aus Israel alle Inschriften aus dem römischen und frühchristlichen Judäa zusammengetragen und publiziert hat. Durch ihre verlegerische Tätigkeit macht die Professorin die Geschichte des Heiligen Landes zwischen dem 4. Jh. v. Chr. und dem 7. Jh. n. Chr. lebendig. Die zweite Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät erhielt **Rudolf H. Strahm**. Der langjährige Berner SP-Nationalrat und ehemalige Preisüberwacher engagiert sich seit über 40 Jahren

auf vielfältige Art und Weise für gerechte Beziehungen zur «Dritten Welt». Er ist gemäss Laudatio eine «undogmatische und prophetische Stimme im Ringen um soziale, ökologische und ethische Spielregeln der globalisierten Wirtschaft». Die Rechtswissenschaftliche Fakultät zeichnete den in Zürich geborenen **Claudio Besozzi** aus, der in Kanada als Privatgelehrter forscht. Der Soziologe und Sozialpsychologe beschäftigt sich mit verschiedenen Aspekten der Kriminalität, und es gelingt ihm gemäss Laudatio, «die Funktionsweise des Rechts aus den Perspektiven der Soziologie, der Erkenntnistheorie, der Kunstgeschichte und der Literaturwissenschaft» zu analysieren.

Makroökonomie – Nephrologie – seltene Krankheiten

Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät ehrte den US-amerikanischen Ökonomen **Thomas J. Sargent**, der bedeutende makroökonomische Theorien aufgestellt und ihre Umsetzung in der Wirtschaftspolitik untersucht hat. Dem Wirtschaftsprofessor und Experten für Geldtheorie wurde 2011 der Wirtschaftsnobelpreis verliehen. Der eine Ehrendokortitel der Medizinischen Fakultät ging

an den US-Amerikaner **Marshall D. Lindheimer**, der unermüdlich gegen die Schwangerschaftsvergiftung kämpft – rund um den Globus. Lindheimer pflegt seit den 1970er Jahren enge Kontakte zur Uni Bern, und nicht zuletzt dank ihm hat sich Bern zum wichtigsten Präenklampsie-Zentrum der Schweiz entwickelt. Den zweiten Ehrendokortitel der Medizinischen Fakultät erhielt der Ingenieur und Physiker **Jacques Rognon**. Sein engagierter Einsatz gilt der Erforschung seltener Krankheiten und der Unterstützung betroffener Patienten.

Tiergesundheit – Nutztierkrankheiten – Kunst

Auch die Vetsuisse-Fakultät verlieh 2011 zwei Ehrendokortitel: Der deutsche Tier-

Inhaltsverzeichnis

Unileitung.	2
Köpfe und Karrieren	8
Nachrichten und Namen	9
Kurznachrichten	14
Tipps und Termine	15



Die Preisträger mit Rektor (ohne Susanne Jäggi, die nicht anwesend war): Arne Stollberg, Matthias Widmer, Katrin Lehnert, Martin Täuber, Nicola Lacey, Loretta Müller, Tobias Haller (v. l.).

arzt und Agrarwissenschaftler **Gerhard Greif** wurde geehrt für seinen wichtigen Beitrag zur Tiergesundheit und zur Darstellung der Veterinärmedizin in der europäischen Öffentlichkeit. Greif ist Präsident der Tierärztlichen Hochschule Hannover. Die zweite Ehrendoktorwürde ging an **Guy Hughes Palmer**. Der Professor für Pathologie und Nutztierkrankheiten bekämpft mit seiner Forschung Krankheiten von Nutztieren – vor allem in Entwicklungsländern. Der US-Amerikaner hat die «School for Global Animal Health» gegründet. Die Ehrendoktorwürde der Philosophisch-historischen Fakultät erhielt der Berner Künstler **George J. Steinmann**. Er ist ein Grenzgänger zwischen Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft und verbindet naturwissenschaftliche und ästhetische Arten der Erkenntnis.

Bildungspolitik – Sozialpsychologie – Bienenforschung

Er ist ein weitsichtiger Analytiker und Planer des schweizerischen Bildungswesens. Für seine bildungspolitischen Verdienste erhielt **Moritz Arnet** die Ehrendoktorwürde der Philosophisch-humanwissenschaftlichen Fakultät. Als Generalsekretär der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren hat der ausgebildete Anwalt dem Bildungswesen neue Impulse zur Koordination und Vereinheitlichung gegeben. Ein weiterer Ehrendokortitel der Philosophisch-humanwissenschaftlichen Fakultät ging an **Alice H. Eagly**. Die US-amerikanische Sozialpsychologin untersucht, wie sich die Rollen von Mann und Frau entwickeln und wie individuelle Kognitionsprozesse zur Herausbildung und Aufrechterhaltung sozialer Strukturen führen. **Felix Amiet**, ein ehemaliger Sekundarlehrer und Schulleiter,

hat seine Freizeit in den Dienst der Insektenkunde gestellt und so ein gemäss Laudatio «unverzichtbares Basiswerk für zukünftige Forschungsarbeiten an Wildbienen und Wespen» geschaffen. Dafür erhielt er die Ehrendoktorwürde der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät.

Musikwissenschaft – Kognitive Psychologie – Rechtstheorie

Neben den Ehrendokortiteln wurden am Dies academicus auch weitere hohe Auszeichnungen der Universität Bern verliehen. Der Preis für den besten Nachwuchswissenschaftler, der Theodor-Kocher-Preis der Universität Bern, ging dieses Jahr an **Arne Stollberg**. Der deutsche Musikwissenschaftler wird für seine gemäss Laudatio «originelle und methodisch innovative Arbeit an der Schnittstelle von Musik-, Theater- und Literaturwissenschaft» geehrt. Stollbergs Forschung wirft ein neues Licht auf die Dramatisierung symphonischer Musik im 19. Jahrhundert, auf die Musik Richard Wagners und auf die Entstehung der Filmmusik aus der Tradition der Oper. Die Haller-Medaille verlieh die Universität Bern auf Antrag der Philosophisch-humanwissenschaftlichen Fakultät an **Susanne Jäggi**. Die Psychologin, die ihre Ausbildung an der Uni Bern absolviert hat und derzeit in den USA arbeitet, forscht im Bereich der kognitiven Psychologie und der kognitiven Neurowissenschaft. Ihre Arbeiten zu Intelligenz, Arbeitsgedächtnis und Plastizität bereichern auch den Wissensstand in anderen Gebieten. Der Hans-Sigrist-Preis 2011 ging an **Nicola Lacey**. Die in Oxford tätige Professorin für Strafrecht und Rechtstheorie behandelt das Thema «Rechtsstaat und Spätmoderne» gemäss Laudatio «auf höchstem Niveau». Ihre Forschungs-

schwerpunkte sind der Wandel der Funktionsweise rechtlicher Institutionen und der Erosionsprozess der Rechtsstaatlichkeit in der jüngsten Vergangenheit.

Umweltforschung – Altersforschung – Chirurgie

Der Berner Umweltforschungspreis wird für disziplinäre und interdisziplinäre Forschung im Bereich Ökologie und Umweltwissenschaften an der Uni Bern verliehen. Dieses Jahr ging der Preis ex aequo an Tobias Haller und Loretta Müller.

Tobias Haller, der als Assistenzprofessor am Berner Institut für Sozialanthropologie tätig ist, wurde für seine Forschung gewürdigt, die einen Mittelweg zwischen allgemeiner Zugänglichkeit und Privatisierung von Ressourcen aufzeigt und so Impulse für eine nachhaltige Entwicklungspolitik liefert. **Loretta Müller**, derzeit an der University of North Carolina in Chapel Hill (USA) tätig, wurde für ihre Berner Dissertation ausgezeichnet, welche die Auswirkungen von Scooter-Abgasen auf die menschliche Lunge untersucht. Die Baslerin hat dazu ein biologisches Abgas-Prüfsystem entwickelt, das für die Beurteilung neuer Fahrzeugtechniken auch in Zukunft eine wichtige Rolle spielen wird. Erstmals wurde der Preis der Seniorenuniversität für Altersforschung verliehen. Er zeichnet herausragende Abschlussarbeiten zur Altersforschung aus, die an der Universität Bern erstellt worden sind. Dieses Jahr wurde **Katrin Lehnert** für ihre Dissertation geehrt, die den Zusammenhang von Sport und Wohlbefinden in der zweiten Lebenshälfte untersucht. Die deutsche Forscherin hat zudem ein Instrument entwickelt, um sportspezifische Ziele und Motive adäquater zu erfassen, als dies bisher möglich ist. Den Credit Suisse Award for Best Teaching erhielt **Matthias Widmer**. Der Gefässchirurg hat hochwertige Lehrbücher und Unterlagen verfasst, setzt sich laut Laudatio neben seiner klinischen und wissenschaftlichen Tätigkeit mit «überdurchschnittlichem Engagement» für die Aus- und Weiterbildung der angehenden Herzchirurginnen und Gefässchirurgen ein und arbeitet tatkräftig an der Planung und Weiterentwicklung der Lehre mit.

Salomé Zimmermann

Für eine international sichtbare und regional verankerte Uni

Martin Täuber sagt nach seinen ersten 100 Tagen im Amt, wie er die Aufgaben als Rektor und Mediziner verbindet, warum sich die Universität Bern in den Rankings sprunghaft verbessert hat und welche Möglichkeiten er angesichts des angespannten Budgets sieht.

Herr Täuber, Sie sind seit gut 100 Tagen Rektor der Universität Bern. Was hat Sie bisher am meisten überrascht?

Martin Täuber: Ich war am Anfang überrascht, dass ich besser vorbereitet war auf die neue Tätigkeit, als ich erwartet hatte. Ich war ja schon eineinhalb Jahre als Vize-Rektor Forschung Mitglied der Universitätsleitung. Diese Zeit hatte mir gezeigt, wie wenig ich über viele Bereiche der Universität wusste – sie war sehr lehrreich und hat mich, wie sich jetzt zeigt, auf meine Aufgabe schon recht gut vorbereitet.

Hat Sie bislang etwas besonders gefreut?

Gefreut hat mich, dass ich von Anfang an gespürt habe, dass man mich unterstützen will, und dass ich auf kompetente Mitarbeitende zählen kann. Dies gilt auch für die Universitätsleitung, die ja auf vier Vize-Rektorate ausgebaut wurde, was zum Teil zumindest mit Skepsis aufgenommen worden war: Wird das nicht kompliziert mit so vielen Leuten, braucht es das überhaupt? Die Erfahrung ist nun ausgesprochen positiv, wir arbeiten bereits sehr gut als Team.

Sie sind mit 60 Jahren in einem Alter, in dem andere die Pensionierung

planen. Was gab den Ausschlag, das Amt des Rektors anzutreten?

Ich fühle mich gesund und habe Freude an sehr vielem – auch an vielem, das mit Arbeit zu tun hat. Es war nie mein Ziel, möglichst früh in Pension zu gehen und mich auf dem Golfplatz zu vertun. Ich hatte zwei Möglichkeiten: Weitermachen in meinem Job als Direktor und Chefarzt der Universitätsklinik für Infektiologie und Co-Leiter des Instituts für Infektionskrankheiten – oder noch etwas Neues anpacken. Die Möglichkeit des Rektorats, die sich eröffnete, ohne dass ich sie gesucht hätte, war dann attraktiv.

Sie haben die Hoffnung geäußert, dass es neben dem Rektorat noch möglich sein müsste, einen Tag in der Klinik zu verbringen. Geht das?

Bis jetzt ging das. Ich bin im Durchschnitt ein bis zwei Mal pro Woche am Inselspital oder im Institut, aber nie einen ganzen Tag. Ich kann das flexibel organisieren, so dass die Aufgaben als Rektor, die selbstverständlich Priorität haben, nicht darunter leiden. Heute Morgen unter der Dusche habe ich aber beschlossen, dass ich nun einige Wochen keine Visiten mitmachen werde, da die Arbeitsbelastung gegenwärtig sehr hoch ist.

Sie haben viele Jahre in den USA gelebt. Die grossen privaten US-Universitäten haben ihre Führungsetagen durchgehend professionalisiert – da bestimmen Manager, nicht Akademiker. Geht es auch in Bern in diese Richtung?

Aus meiner Sicht ist diese Tendenz nicht zu erkennen. Ich glaube, wir sind in der Vergangenheit gut gefahren mit dem System, in dem der Rektor aus dem Kreis der Universität selbst kommt und damit auch vertiefte Kenntnisse über diese Institution hat. Wir sind immer noch eine klassische Universität mit einem ausgeprägten kollegialen System und einer flachen Hierarchie, der Rektor kann ja faktisch nichts befehlen. Da ist ein intern gewählter Rektor die logischere Lösung als ein CEO, den man von den SBB, einer Bank oder einem Pharmaunternehmen hereinholt.

Die verschiedenen Wissenschaftszweige haben verschiedene Kulturen. Haben Sie als langjähriger Medizinprofessor Verhaltensweisen oder Zugänge, von denen Sie jetzt als Rektor profitieren?

Auf die Arbeit als Rektor vorbereitet haben mich eher mein früh entwickeltes Interesse an Politik – das ich als junger Mann in meiner Wohngemeinde Baden ausleben konnte – und dann die verschiedenen Führungsaufgaben hier an der Uni. Eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Aufgaben als Rektor und als Mediziner besteht vielleicht in der Tatsache, dass man gelegentlich auch aus dem Bauch heraus entscheiden muss. Das ist in der Medizin so, auch wenn man vielleicht meint, dass aufgrund der wissenschaftlichen Evidenz immer ziemlich klar sei, wie man vorgehen muss. Und es scheint mir auch im Umgang mit den vielen Persönlichkeiten und Gebieten an der Universität, dass nicht immer alles ausschliesslich aufgrund von objektiven Sachlagen zu entscheiden ist.

Gemäss bisheriger Strategie will sich die Universität zu einem national wie international wettbewerbsfähigen Player mit vermehrter Spitzenforschung in einzelnen Bereichen entwickeln. Möchten Sie diesen Weg weitergehen?



Martin Täuber: «Es wäre für eine Institution kontraproduktiv, die Forschung auf das Ziel einer möglichst guten Platzierung im Ranking auszurichten.»

Ja, das ist ein sehr guter Weg, der bereits über eine gewisse Strecke mit gutem Erfolg beschritten worden ist. Wir müssen ein Profil bieten, das erkennbar ist: Wenn man über Klima redet oder Weltraumforschung oder gewisse Bereiche der Biomedizin, soll man an uns denken. Sonst besteht im heutigen ausgeprägten Wettbewerb zwischen den Hochschulen die Gefahr, dass man als graue Maus untergeht und von den potenziellen Studierenden, Forschenden und Dozierenden nicht wahrgenommen wird. Daneben ist es uns wichtig, dass wir als Volluniversität ein breites Angebot an Fächern anbieten.

Die Universität Bern hat sich in verschiedenen Rankings stark verbessert. Worauf führen Sie das zurück?

Die Erklärung ist wahrscheinlich ziemlich trivial: Als ich noch Vizerektor war, haben wir darauf hingewirkt, dass die Datenlage, die für diese Rankings geliefert werden muss, möglichst vollständig ist. Das erklärt, dass wir jetzt sprunghaft besser geworden sind – und nicht ein kurzfristiger Entwicklungsschub in der Wissenschaft selbst. Jetzt sind wir dort platziert, wo wir aufgrund unserer Leistungen hingehören. Aber ich bin grundsätzlich ein Skeptiker bezüglich dieser Rankings und habe darum nicht im Sinn, unsere bessere Platzierung an die grosse Glocke zu hängen. Es wäre für eine Institution kontraproduktiv, die Forschung auf das Ziel einer möglichst guten Platzierung auszurichten – die je nach Ranking sehr unterschiedlich ausfallen kann.

Der Kanton Bern honoriert die Leistungen der Universität wenig: Das finanzielle Engagement ist im schweizweiten Vergleich gering.

Zusätzliches Geld würde uns helfen, mehr internationale Forschungsexzellenz in ausgewählten Bereichen zu schaffen und in stark belasteten Bereichen die Betreuungsverhältnisse zu verbessern. Man muss

Gespräch im UniPress und als Podcast

Das vollständige Interview mit einigen zusätzlichen Fragen und Antworten kann im Dezember-UniPress nachgelesen oder als Podcast mitgehört werden: www.unipress.unibe.ch

aber auch realistisch sein – nicht primär, was die Möglichkeiten des Kantons betrifft, aber in Bezug auf den politisch mehrheitsfähigen Willen. Wir haben zwar sehr gute Unterstützung, zum Beispiel von der Erziehungsdirektion: Regierungsrat Bernhard Pulver setzt sich stark für die Universität ein. Aber das Naturell des Kantons ist nicht das eines ausgeprägten Bildungs- und Forschungskantons wie etwa Basel-Stadt, Genf oder auch Zürich.

Sehen Sie in der Mitgestaltung der sogenannten «Hauptstadtregion» eine Chance, die Universität besser in der Region zu verankern?

Absolut. Ein Teil unserer Strategie ist die verstärkte wissenschaftliche Verankerung gemäss den Bedürfnissen der Region. Wir haben das jetzt umzusetzen begonnen mit dem Zentrum für regionalökonomische Entwicklung (CRED). Ziel ist, dass das CRED und andere Bereiche der Universität mit politischen, ökonomischen und kulturellen Partnern der Hauptstadtregion und des Kantons zusammenarbeiten. Dies im Sinne von Projekten, von Dienstleistungen und wissenschaftlicher Forschung, um die Positionierung der Hauptstadtregion zu stärken und national zu konsolidieren. Letztlich profitiert auch die Universität selbst von einer starken Region, die sich hoffentlich immer mehr hinter ihre Universität stellt.

Die Universität Bern stösst mit über 15 000 Studierenden an eine Kapazitätsgrenze und zieht immer noch mehr an. Was tun, wenn nicht mehr Geld zur Verfügung steht?

Das ist tatsächlich eine gewisse Sorge. Wir müssen versuchen, durch optimale Planung und Nutzung der vorhandenen Ressourcen die Studierenden so gut wie möglich zu betreuen. Wir haben vom Gesetz her keine Möglichkeit für Zulassungsbeschränkungen, wo dies zwingend ist wie in der Medizin und der Sportwissenschaft. Die immer wieder beklagten suboptimalen Betreuungsverhältnisse haben wir vor allem in einzelnen sehr populären Fächern, in anderen Bereichen jedoch sind die Verhältnisse viel besser.

Ist es für Sie eine Option, Budget-Aufstockungen in Boom-Fächern durch Kürzungen bei weniger belegten



Martin Täuber: «Ich hoffe, dass wir unseren Freiraum nicht verteidigen müssen gegenüber einer nationalen Bildungsbürokratie.»

Studiengängen zu finanzieren?

Das wird im Moment noch nicht konkret in Betracht gezogen, ist aber eine grundsätzliche Möglichkeit. Ich glaube, dass man innerhalb von Fakultäten die Möglichkeit solcher Umschichtungen vermehrt anschauen muss, etwa bei Rücktritten von Professorinnen und Professoren. Mittel zwischen einzelnen Fakultäten zu verschieben, ist sehr viel schwieriger – aber wir müssen sicher in den nächsten Jahren in einer massvollen Art auch solche Varianten zumindest diskutieren.

Dieses Jahr ist das revidierte Hochschulgesetz verabschiedet worden: Geht es aus Ihrer Sicht in die richtige Richtung?

Das wird erst die Umsetzung zeigen. Ich hoffe für die Universitäten, dass wir den Freiraum, den wir zum Beispiel in Bern durch das neue Universitätsgesetz erhalten haben, nicht verteidigen müssen gegenüber einer nationalen Bildungsbürokratie, die versucht, möglichst überall alles zu steuern. Das würde grundsätzlich dem Wesen von Universitäten widersprechen: Wir brauchen Freiheit, wir brauchen Autonomie, wir müssen selber – und zwar von der Basis aus – die Lehre und Forschung weiterentwickeln.

Interview: Marcus Moser und Timm Eugster

Bearbeitung: Salomé Zimmermann

Übersichtlicher und konziser: das neue Universitätsstatut

Im Nachgang zum revidierten Universitätsgesetz wurde auch das Universitätsstatut überarbeitet, das abbildet, wie die Organisation der Alma mater bernensis funktioniert. Christoph Pappa, Generalsekretär, erläutert, was sich verändert hat.

Herr Pappa, was ist unter dem Universitätsstatut zu verstehen?

Christoph Pappa: Im Universitätsstatut ist die innere Organisation der Universität festgehalten, die sich am Universitätsgesetz ausrichtet. Letzteres wird vom Grossen Rat beschlossen und gibt den Rahmen vor – beispielsweise die Kernaufgaben oder die Zulassungsbeschränkungen zum Studium. Im Uni-Statut konkretisiert die Alma mater selbstständig namentlich die eigene Organisation: Welche Organisationseinheiten und Gremien gibt es und welche Aufgaben kommen ihnen zu?

Neuerdings muss das Statut nicht mehr durch den Regierungsrat genehmigt werden, sondern wird allein durch den Senat erlassen.

Warum gibt es ein neues Universitätsstatut?

Da seit Februar 2011 das revidierte Universitätsgesetz gilt, zieht dies auch Anpassungen im Statut nach sich. Dies haben wir zum Anlass genommen, das Universitätsstatut gründlich zu überarbeiten und zu straffen. Das alte Statut stammte aus dem Jahr 1997 und gab die Organisation der Universität in gewissen Bereichen nicht mehr genau wieder. Aktuelle Entwicklungen wie etwa die Funktionen von Ombudsperson und Integritätsbeauftragtem wie auch die Einheiten in Bereichen von strategischer Bedeutung, also die neu geschaffenen Zentren, sind im neuen Statut nun erfasst.

Das neue Universitätsstatut

Seit August 2011 ist das neue Universitätsstatut gültig und nun über die Website des Rechtsdienstes via «Rechtsammlung» und «Rechtliche Grundlagen» einsehbar: www.rechtsdienst.unibe.ch Es kann auch in gedruckter Form beim Rechtsdienst bezogen werden.



Christoph Pappa:
«Das neue Uni-Statut ist eine adäquate Abbildung dessen, wie die Universität derzeit funktioniert.»

Welche sind weitere wichtige Veränderungen?

Das Statut stellt die Organisation der Universität nicht auf den Kopf. Vielmehr bildet es ab, was ist. Das revidierte Uni-Gesetz hat zur Folge, dass die Universitätsleitung der Regierung gegenüber verantwortlich ist für die Erfüllung des Leistungsauftrags. Die frühere Bezeichnung des Senats als oberstes Organ hätte dazu im Widerspruch gestanden. Der Senat wurde deshalb entsprechend seiner Funktion als das oberste rechtsetzende Organ definiert. Seine Kompetenzen sind durch die neue Bezeichnung nicht eingeschränkt, im Bereich der Rechtsetzung sind sie vielmehr ausgeweitet worden.

Als da wären?

Da die Universität nun die meisten Reglemente selber erlassen kann – eine wichtige Ausnahme sind die Studienreglemente –, gehört es zu den neuen Aufgaben des Senats, neben dem Uni-Statut beispielsweise auch das Leitbild zu verabschieden und die Fakultätsreglemente sowie weiterhin die Mehrjahresplanung zu genehmigen. Die Zusammensetzung des Senats bleibt grundsätzlich gleich, ausser dass die Studierenden statt wie bisher mit zwei nun mit vier Delegierten vertreten sind. Im Statut werden erstmals auch die zwei Vertreterinnen oder Vertreter des technisch-administrativen Personals mit beratender Stimme erwähnt.

Worin unterscheidet sich das überarbeitete Statut vom alten sonst noch?

Dass es keine administrativen «alten Zöpfe» mehr enthält und die Organisation des Zentralbereichs der Universitätsleitung überlässt. Die Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung wurden sodann breiter verankert. Eine weitere Bestimmung handelt von den Alumni und Alumnae, die im Statut bisher nicht vorkamen. Da die Universität ein grosses Interesse daran hat, die Kontakte zu ihren Ehemaligen zu pflegen, ist nun eine rechtliche Grundlage für die Führung einer Datenbank geschaffen.

Ihr Fazit zum Universitätsstatut?

Vieles, was es schon gab, ist nun vollständig abgebildet und erfasst. Das neue Statut kommt übersichtlicher, kürzer und konziser daher. Es ist nun eine adäquate Abbildung dessen, wie die Universität derzeit funktioniert und was an der Alma mater bernensis von der Organisation her gilt.

Wie wirkt sich das neue Statut auf die Arbeit der Uni-Angehörigen aus?

Die Veränderungen wirken nicht direkt in den Alltag der Mitarbeitenden ein, höchstens sehr am Rande. Das überarbeitete Universitätsstatut stellt Rahmenbedingungen für das Funktionieren der Universität als Ganzes auf.

Interview: Salomé Zimmermann

NEUE PRIVATDOZENTEN

• **Phil.-nat. Fakultät**

Ulf Büntgen
für Paläoökologie

• **Vetsuisse-Fakultät**

Patrik Zanolari
für Wiederkäuernmedizin

Korrigendum:

• **Rechtswissenschaftliche Fakultät**

Markus Müller ist im November-unilink versehentlich als neuer Privatdozent vorgestellt worden. Er ist aber bereits seit 2004 Ordinarius für Staats- und Verwaltungsrecht und seit 2011 auch für öffentliches Verfahrensrecht, da seine *venia docendi* erweitert wurde.

NEUER ASSOZIIERTER PROFESSOR

Thomas Koenig

Laborleiter an der Abteilung für Psychiatrische Neurophysiologie an der Universitätsklinik und Poliklinik für Psychiatrie

PREISE

Preis für Komplementärmedizin

Dr. med. **Klaus von Ammon** von der Kollegialen Instanz für Komplementärmedizin (KIKOM) erhielt den Schweizerischen Förderpreis für Komplementärmedizin (foif) x (eis) in der Höhe von 8333 Franken. Der Preis wird jährlich für herausragende wissenschaftliche Arbeiten aus den Bereichen der Traditionellen Chinesischen Medizin, Aurikulomedizin und der Klassischen Homöopathie verliehen.

Niedersächsische Landesgeschichte

Dr. **Jasper Heinzen**, Marie-Curie-EU-Forschungsstipendiat am Historischen Institut, ist für seine Dissertation «Making Prussians, Raising Germans: Hohenzollern State-Building in the Province of Hanover, 1866–1914» mit dem Preis für niedersächsische Landesgeschichte der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen ausgezeichnet worden.

Förderpreis Kunstwissenschaft 2011

Die Alfred Richterich Stiftung und die Vereinigung der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker in der Schweiz (VKKS) verleihen den diesjährigen Förderpreis Kunstwissenschaft von 5000 Franken an die Berner Studierenden der Kunstgeschichte **Stefanie Wenger, Anja Braun und Martin Waldmeier**.

Clinical Research Competition

Dr. med. dent. **Marco Aglietta** von der Klinik für Parodontologie der Zahnmedizinischen Kliniken (ZMK) hat am EAO Kongress in Athen den ersten Preis der Clinical Research Competition gewonnen.

Klinische Forschungspreise

Am Departement Klinische Forschung (DKF) wurden am «Tag der Klinischen Forschung» mehrere Preise vergeben. Der DKF-Forschungspreis ging an Dr. med. **Alexandre Theocharides** von der Forschungsgruppe Experimentelle Hämatologie des Departements Klinische Forschung. Er wurde für seine Forschung zum Entstehungsprozess von so genannten myeloproliferativen Neoplasien, einer Gruppe chronischer Stammzellenerkrankungen des Blutes, ausgezeichnet. Der DKF-Preis für die beste patientenbezogene Arbeit wurde Dr. med. **Florian Singer** verliehen. Der Preis für die beste laborbezogene Arbeit ging an Dr. med. **Robert H. Andres**. Den Preis für die beste Arbeit eines Medizinstudenten erhielt **Lukas Zürcher**. Der Alumni MedBern Preis ging an Dr. **Michaela Medová**.

Baasch-Medicus Preis

Als Anerkennung für seine besonderen Leistungen auf dem Gebiet der Neurologie erhielt Dr. med. **Alain Kaelin** den diesjährigen Baasch-Medicus Preis. Ausgezeichnet wurde er für ein Projekt über die Mechanismen der medikamentös ausgelösten Überbewegung bei Parkinson.

DGPPN-Posterpreis

Im Rahmen des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) in Berlin wurde Dr. **Philipp Homan** mit dem DGPPN-Posterpreis im Wert von 500 Euro ausgezeichnet.

Eberhard Ketz Preis

Dr. med. **Thomas Nyffeler** erhielt den mit 10 000 Franken dotierten Eberhard Ketz Preis der Gönnervereinigung Neurorehabilitation pro humanis. Der Preis würdigt herausragende schweizerische klinische Forschung, deren Ergebnisse international anerkannt sind.

1.2 Millionen Euro für Inselspital

Im Rahmen des europäischen Forschungsprojekts «TRUST» (Thyroid Hormone Replacement for Subclinical Hypo-Thyroidism Trial) unterstützt die EU ein Forschungsteam des Inselspitals mit 1.2 Millionen Euro im Kampf gegen die weit verbreitete Schilddrüsenschwäche bei über 65-Jährigen. Dr. med. **Nicolas Rodondi** koordiniert das Projekt in der Schweiz.

Forschungspreis Hausarztmedizin

Dr. med. **Sven Streit** erhielt von der Institution Hausarztmedizin Basel (IHAMB) den Forschungspreis 2011 der Sandoz (Bronze). Die prämierte Arbeit entstand an der Memory Clinic der Geriatrischen Universitätsklinik an der Spital Netz Bern AG – Spital Ziegler unter der Leitung von Dr. med. Markus Bürge in Zusammenarbeit mit Dr. med. Andreas Zeller vom Institut für Hausarztmedizin der Universität Basel.

EHRUNGEN

Ehrendoktor-Titel

Prof. Dr. **Gerhard Knolmayer**, Professor für Wirtschaftsinformatik, erhielt von der Wirtschafts- und Verhaltenswissenschaftlichen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau den Titel eines Ehrendoktors. Die Fakultät ehrt ihn für seine Arbeiten zur entscheidungstheoretischen Fundierung der Gestaltung von Informations- und Logistiksystemen.

Ehrenmitglied IDEE-SUISSE

Aus Anlass des 30-Jahr-Jubiläums der IDEE-SUISSE - Schweizerische Gesellschaft für Ideen- und Innovationsmanagement, wurde Prof. Dr. Prof. h.c. Dr. h.c. mult. **Norbert Thom** zum Verbandsehrenmitglied ernannt. Der Geehrte hat sich in Lehre und Forschung unter anderem mit dem Ideen- und Innovationsmanagement beschäftigt.

«Die Durchlässigkeit hat ihren Preis»

Ohne Studium zur wissenschaftlichen Weiterbildung?
Diese Frage stand im Fokus der Herbsttagung des
Zentrums für universitäre Weiterbildung (ZUW) der Uni
Bern. Zahlreiche Bildungsfachleute diskutierten die
Ergebnisse einer neuen ZUW-Studie.

Wie reagiert die Hochschul-Weiterbildung auf die Forderung der Politik nach einer besseren Durchlässigkeit des Bildungssystems? Soll Bildungswilligen, welche sich ihre Kompetenzen in der Berufswelt erworben haben, das Tor zur wissenschaftlichen Weiterbildung weit geöffnet werden? Oder wird mit der Zulassung von Nicht-Akademikerinnen und -Akademikern zu den Master-Studiengängen die Qualität wie auch der Wettbewerbsvorteil «Exklusivität» der Hochschul-Weiterbildung im Markt gefährdet? Dieses Spannungsfeld lotete das ZUW an einer gut besuchten Tagung zur neuen Studie «Praxen der Zulassung zur Hochschulweiterbildung in der Deutschschweiz» mit interessanten Referaten und Podiumsdiskussionen aus.

Entscheidung «sur dossier»

Ohne Studium zur wissenschaftlichen Weiterbildung: Der Titel der Tagung war laut Andreas Fischer, Direktor des ZUW, eher rhetorisch gemeint. Denn seit der Einführung des Master of Advanced Studies (MAS) – des höchsten universitären Weiterbildungsabschlusses – sind schon zahlreiche Frauen und Männer zu den MAS-Studiengängen zugelassen

worden, obwohl sie kein Hochschulstudium vorweisen konnten. Den Entscheid für eine Aufnahme fällen jeweils die Studienleitungen an den Fachhochschulen und Universitäten aufgrund der Unterlagen, den beruflichen Erfahrungen, den Abschlüssen der höheren Berufsbildung und nach einem Gespräch – mit anderen Worten «sur dossier». Dabei sind die Spannweiten gross: Je nach Fachrichtung und MAS-Studiengang werden laut der ZUW-Studie zwischen 0 bis 70 Prozent «Sur-dossier-Studierende» aufgenommen. Studiengänge, die ein spezifisches Vorwissen verlangen, das nur an einer Universität erworben werden kann, stehen ihnen in der Regel nicht offen. Dazu gehören etwa die Medizin, die Rechtswissenschaften oder die Physik. In diesen Disziplinen braucht es ohne Ausnahme den entsprechenden Hochschulabschluss, um zugelassen zu werden.

Stolperstein: wissenschaftliches Arbeiten

Bisher haben die Hochschulen mit den «Sur-dossier-Studierenden» gute Erfahrungen gemacht. Trotzdem hat die Sozialwissenschaftlerin Therese E. Zimmermann

in ihrer Untersuchung einen Stolperstein eruiert, der sowohl für die Studierenden wie auch für die Hochschulen eine Herausforderung darstellt: «Das wissenschaftliche Arbeiten – wie schreibt man eine MAS-Arbeit, wie zitiert man korrekt? Hier müssen «Sur-dossier-Studierende» mit einem Zusatzaufwand rechnen, damit sie den Anforderungen gerecht werden.» «Eines ist klar», so Zimmermann, «die Durchlässigkeit hat ihren Preis. Die Studierenden zahlen ihn mit Arbeit und Mühe. Und die Hochschulen mit einem steigenden Betreuungsaufwand». Wenn diese mehr Studierende zulassen, die kein Hochschulstudium absolviert haben, verlange das einen Wechsel der Perspektive – und zwar weg von der Zulassungsfrage. In Zukunft gehe es darum, wie viele Studentinnen und Studenten den Abschluss erfolgreich schafften und welche Unterstützung sie benötigten, um dieses Ziel zu erreichen, so die Bildungsfachfrau. «Einige Hochschulen haben diese Sichtweise schon übernommen und bieten mehrtägige Kurse im wissenschaftlichen Arbeiten an.»

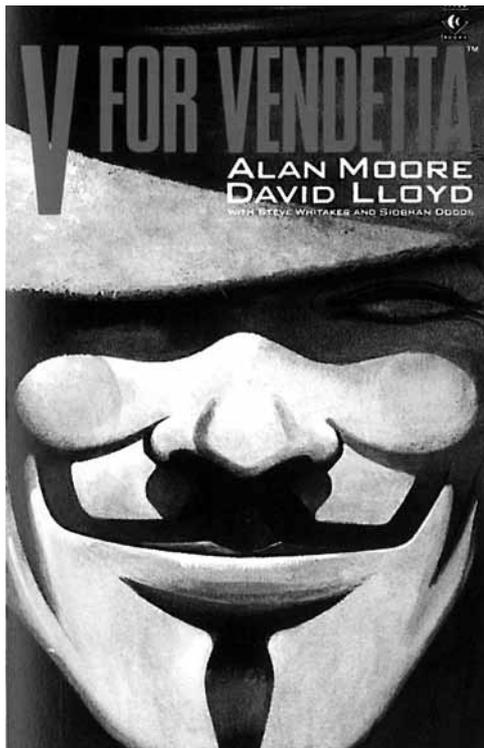
Christine Valentin, Zentrum für universitäre Weiterbildung



Andreas Fischer, Direktor des ZUW, und Moderator Roger Ehret in der Diskussion.

Comics als Spiegel der Gesellschaft

Superman, Batman oder Asterix: Comics erfreuen sich grosser Beliebtheit. Die kulturelle Leistung des populären Mediums wird allerdings oft verkannt. Berner Wissenschaftler gehen den Bildergeschichten auf den Grund.



Links: Metapher des Widerstands: Die Occupy-Bewegung trägt die symbolträchtige Maske von Guy Fawkes.

Rechts: Die Larve mit dem breiten Grinsen und dem prägnanten Schnurrbart entstammt der Comic-Serie «V for Vendetta».

Jede Protestbewegung hat ihre Symbole, so auch die jüngst in Erscheinung getretene Occupy-Bewegung: Zahlreiche Protestierende, die im Herbst 2011 in New York, London, Zürich und anderen Städten dieser Welt für mehr soziale Gerechtigkeit auf die Strasse gingen, trugen die Maske von Guy Fawkes. Die Larve mit dem breiten Grinsen und dem prägnanten Schnurrbart entstammt der Comic-Serie «V for Vendetta». Darin setzt sich der heldenhafte Protagonist «V», ein anarchistischer Terrorist, im Kampf gegen ein faschistisches Regime für individuelle Freiheit und Selbstbestimmung ein. Die Comic-Figur «V» verkleidet sich ihrerseits als Guy Fawkes – ein tatsächlich existierender englischer Offizier, der im 16. Jahrhundert den König zu ermorden versuchte, jedoch scheiterte und als Märtyrer in die Geschichtsbücher einging.

«Die Maske von Guy Fawkes ist heute zu einer Metapher des Widerstands geworden», erklärt Lukas Etter, der am Institut für Englische Sprachen und Litera-

turen der Uni Bern Comics erforscht. Die ikonographische Bedeutung der inzwischen hunderttausendfach verkauften Fawkes-Maske zeige exemplarisch, wie bedeutend Populärmedien – in diesem Fall ein Comic – für das kulturelle Gedächtnis einer Gesellschaft seien. «Der Comic ist ein Medium, in dem gesellschaftliche und politische Themen aufgenommen werden», so Etter. «Die Wirkung wird durch die Bildlichkeit verstärkt, denn diese hat ein besonders grosses Wiedererkennungspotential.»

Comicforschung – eine junge Disziplin

Heute werden unzählige Comics verkauft. Das Medium erfreut sich rund um den Globus grosser Beliebtheit. Das zeigt sich auch daran, dass Comic-Figuren häufig in anderen Populärmedien abgebildet werden: «Ob auf T-Shirts, als Maskottchen, in Kinofilmen oder Computerspielen – Comicfiguren tauchen heute nicht nur in Heften und Büchern auf», so Stephanie

Hoppeler, die wie Lukas Etter zum Thema «Comics Studies» doktoriert. Trotz oder vielleicht gerade wegen der Popularität von Comics wurde das Medium bis anhin von der Wissenschaft weniger beachtet. Erst in jüngster Zeit machen sich Kultur- und Geisteswissenschaftler daran, Comics zu untersuchen. Seit 2009 besteht auch an der Universität Bern ein Projekt des Schweizerischen Nationalfonds zur Erforschung von Comics. Es trägt den Titel «Seriality and Intermediality in Graphic Novels» und wird von Professorin Gabriele Rippl geleitet.

Pop-Kultur mit Schweizer Wurzeln?

Dass die beiden Doktorierenden Stephanie Hoppeler und Lukas Etter am Ordinariat für Amerikanistik von Gabriele Rippl tätig sind, ist kein Zufall: «Populärmedien sind besonders in der amerikanischen Kulturwissenschaft bedeutungsvoll», erklärt Hoppeler, Expertin für nordamerikanische Comics. «Ausserdem ist der nordamerikanische Comicmarkt weltweit einer der

grössten und bedeutendsten.» Die Comicforschung an der Uni Bern ist auf angelsächsische Comics beschränkt, da sie am Institut für englische Sprachen und Literaturen angesiedelt ist. Doch Etter verweist auf die lange Tradition, die Bildgeschichten auch in der Schweiz haben: «Ein Vorreiter des Comics war der Genfer Zeichner Rodolphe Töpffer, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit seinen komischen, teils skurrilen Bildgeschichten Berühmtheit erlangte.» Zudem existieren in der Schweiz einige für das Medium bedeutende Institutionen: In Lausanne und Yverdon gibt es einmalige Comic-Archive, das Cartoonmuseum in Basel verfügt über eine grosse Sammlung von Werken, und in Luzern hat sich das Comic-Festival «Fumetto» europaweit etabliert.

Verblühte Sprechblasen

Was gibt es an einem Comic überhaupt zu erforschen? Das Hauptaugenmerk der Berner Wissenschaftler liegt auf der Narratologie von Bildergeschichten. Sie untersuchen also die Art und Weise, wie ein Comic eine Geschichte erzählt. Eine grundlegende Besonderheit liegt in der

intermedialen Erzählweise von Comics, denn Bild und Text ergänzen sich gegenseitig. «Uns interessiert, wie Intermedialität in diesem Medium funktioniert, welche Spielformen und Dynamiken in einem Comic zum Zug kommen», so Gabriele Rippl. Nicht selten wagen die Zeichner formale Experimente und kreieren so eine anspruchsvolle Ästhetik. Comics greifen auf eine Vielzahl von Möglichkeiten zurück, Text und Bild zu verknüpfen: Sprechblasen, Bildreihenfolge, Umrandungen einzelner Bildpanels, Seitenlayout, Körpersprache und Mimik von Figuren oder der Einsatz von Farben sind nur einige Beispiele, wie ein Comic gestaltet werden und wirken kann. Ein simples Beispiel: In Asterix-Bänden etwa werden Tonfälle in Sprechblasen oftmals bildlich dargestellt, schmeichelnde Worte mit Blumen untermalt oder Schreie in fetten, kantigen Lettern gedruckt.

Fortsetzung auf Facebook

Was gefällt, entscheiden häufig die Leserinnen und Leser, denn viele Comics erscheinen in Serien. Die Forschenden der Uni Bern analysieren deshalb als zweiten

Schwerpunkt die Serialität und ergründen Veränderungen der Ästhetik und Praxis. Stephanie Hoppeler beschäftigt sich mit Phänomenen, die innerhalb einer Comicserie – von Heft zu Heft – aber auch zwischen ganzen Serien entstehen. «So hat zum Beispiel der Verlag DC Comics ein eigenes Verlagsuniversum aufgebaut, in dem sich Figuren wie Superman, Batman und Wonder Woman tummeln», erklärt Hoppeler. Besonders interessant sei, dass sich Leser und Fans von Comics in die Konzeption und Produktion einschalten und ihre Wünsche und Erwartungen mitteilen. Seit den 1960er Jahren sei dies mittels abgedruckter Leserbriefe geschehen, heute ermöglichen Online-Foren und andere soziale Medien wie Facebook diese Rückkopplung. «Charaktere von Fortsetzungs-Comics sind folglich auch durch Fans beeinflusst, sie bestimmen deren Entwicklung mit», so Hoppeler. Immer wieder fliessen dadurch soziale oder politische Themen in die Bildgeschichten ein und widerspiegeln so die aktuelle Gesellschaft.

Matthias Meier



Ein Pionier der Bildgeschichte: Der Schweizer Rodolphe Töpffer zeichnete bereits im 19. Jahrhundert Comics.

Comicforschung an der Uni Bern

Das Projekt «Seriality and Intermediality in Graphic Novels» am English Department wird vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert. Es ist an das Projekt «Ästhetik und Praxis populärer Serialität» der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Universität Göttingen gekoppelt. Im Oktober 2011 wurde an der Universität Bern ein internationaler zweitägiger Workshop zum Thema «Interdisciplinary Methodology: The Case of Comics Studies» durchgeführt.

Für gleiche Chancen auf der akademischen Karriereleiter

20 Jahre Gleichstellung an der Uni Bern: Die Gleichstellungsarbeit kann ansehnliche Erfolge verbuchen. Doch dies ist kein Grund, sich zurückzulehnen – auch künftig gibt es viel zu tun, wie die Expertin Sibylle Drack erläutert.

Vor 20 Jahren hat die Uni Bern eine Pionierleistung erbracht: Als erste Universität der Schweiz gründete sie 1991 eine Abteilung für die Gleichstellung von Frauen und Männern (AfG). Diese progressive Linie schlug sich Mitte der 90er Jahre auch im Universitätsgesetz nieder, wie Generalsekretär Christoph Pappa betont. Das Gesetz setzte fest, «dass auf allen Stufen und in allen Gremien ausgewogene Geschlechterverhältnisse herrschen sollen». Dabei handelt es sich gemäss Pappa um ein Förderziel, welches keine konkreten Vorgaben machte, sondern der Universität die Verantwortung für entsprechende Massnahmen übertrug. Tatsächlich hat sich in den letzten 20 Jahren einiges getan: 1990 lag der Frauenanteil bei den Studierenden noch bei 37 Prozent, 2010 waren es bereits 53 Prozent. Bei den Assistenten erhöhte sich der Frauenanteil in dieser Zeitspanne von 32 auf 50 Prozent, bei den Dozentinnen verdreifachte er sich von 11 auf 33 Prozent.

Karriere-Ende an der gläsernen Decke

Dies sind deutliche Erfolge – doch die Gleichstellung von Männern und Frauen ist noch nicht auf allen Stufen realisiert: «Es herrschen nach wie vor Chancenungleichheiten an der Universität, oft realisieren junge Frauen dies aber erst spät», erläutert Sibylle Drack, Leiterin der AfG. «Die wissenschaftlichen Karrieren von Frauen enden heute sehr häufig auf der

Stufe Post-Doc – hier stossen Akademikerinnen an die so genannte gläserne Decke, an eine unsichtbare Schranke, die den weiteren Aufstieg auf der Karriereleiter verhindert.» Es handle sich dabei nicht um individuelle Erfahrungen, sondern um eine systematische Chancenungleichheit. Um nach einem Doktorat die Karriere weiter voranzutreiben, ist laut Drack für Kooperationen und Publikationen eine gute Vernetzung entscheidend. Männer seien in der Regel die besseren Netzwerker, weshalb sie in Ernennungsverfahren oft die besseren Karten hätten. Auf Stufe der Professorenschaft zeige sich dies sehr deutlich: «Der Anteil der ordentlichen Professorinnen lag an der Uni Bern im Jahr 2010 lediglich bei 16 Prozent», erklärt die Gleichstellungs-Expertin. «Um den Frauenanteil auf höheren akademischen Stufen zu vergrössern, ist es unbedingt nötig, dass alle Fakultäten, Departemente und Institute die Anliegen der Gleichstellung wahrnehmen und in die Praxis umsetzen», so Sibylle Drack.

Stereotypen prägen die Laufbahn

Gleichstellung geschieht nicht von selbst. Die AfG bemüht sich deswegen, den Dialog mit den Fakultäten und den Uni-Angehörigen am Laufen zu halten, mitunter auf spielerische Art und Weise: In einem Online-Computerspiel können sich Mann und Frau die Karriereleiter emporarbeiten, wobei sie mit verschiedenen

geschlechterspezifischen Vorurteilen konfrontiert werden. «Das Karriere-Leiterspiel soll insbesondere jüngere Leute für die Thematik sensibilisieren, ohne aber zu entmutigen», erklärt Sibylle Drack das Projekt, «das grossen Anklang findet». Das Team der AfG hat vielfältige Aufgaben: Ein wichtiges Anliegen der Gleichstellungsarbeit ist die Vereinbarkeit von Studium, Beruf und Familie. Dank des Engagements in der Gleichstellungspolitik konnten auch die Betreuungsplätze für Kinder an der Uni-Kita seit 2000 ausgebaut werden. Zudem arbeitet die AfG in Ernennungsverfahren mit und nimmt einen Beratungsauftrag für die ganze Universität wahr. In mehreren Mentoring-Programmen werden ausserdem junge Forscherinnen gefördert und mit wichtigen Informationen und Kompetenzen für das Weiterkommen im Beruf ausgestattet. Nicht zuletzt bieten diese Programme auch die Möglichkeit, wertvolle Netzwerke zu knüpfen. Daneben organisiert die AfG zahlreiche Kurse für Uni-Angehörige sowie, zusammen mit der phil.-nat. Fakultät, einen Schnuppertag für Mittelschülerinnen.

Es gibt noch zu tun

All diese Angebote haben wesentlich dazu beigetragen, dass sich die Frauenanteile in den letzten 20 Jahren auf allen Stufen erhöht haben. «Dieser Prozess geht aber nur langsam voran», bedauert Abteilungsleiterin Drack. Derzeit finde zudem ein Generationenwechsel auf Stufe der Professorenschaft statt, leider fehlten aber die Ressourcen, um all diese Berufungsverfahren unter dem Gesichtspunkt der Gleichstellung zu betreuen. «In Zukunft gilt es deswegen, die erarbeiteten Massnahmen an den Fakultäten, in den Instituten und Zentren der Uni Bern zu verankern und den Gedanken der Gleichstellung zu institutionalisieren», sagt Sibylle Drack. Die neu für die Gleichstellung zuständige Vizerektorin Doris Wastl-Walter will künftig einen Schwerpunkt bei der erwähnten Engstelle auf Stufe der Post-Docs setzen. «Ich hoffe aber, dass es keine weiteren 20 Jahre mehr dauert, bis das Thema Gleichstellung sich erledigt hat – ich bin mir da aber nicht ganz so sicher», so Wastl-Walter.

Matthias Meier



Erfolgreiches Engagement für mehr Frauen an der Universität: Das Team der Abteilung für Gleichstellung. (Sabine Höfler, Karin Beyeler, Sibylle Drack, Gregory Gempeler, Claudia Willen und Anna Roner (von links).

Vom Twittern, Facebooken und Youtuben der Uni Bern

Seit Frühling 2011 ist die Universität in einem Pilotprojekt offiziell auf den Social Media-Kanälen Twitter, Facebook und Youtube präsent. Monika Akeret, Leiterin Weboffice, erläutert die Chancen und Risiken von Social Media und erzählt von den Erfahrungen und Erkenntnissen mit den neuen Medien.

Frau Akeret, warum muss die Universität Bern in den Social Media-Kanälen präsent sein?

Monika Akeret: Wissen teilen ist eine der wichtigsten Aufgaben der Universität. Dank Social Media können wir Personen ansprechen, die wir über die klassischen Kanäle nicht erreichen. Zudem können wir die Nutzerinnen und Nutzer dort abholen, wo sie sich gerade aufhalten und uns direkt mit ihnen austauschen. So haben wir die Chance, die Anliegen und Bedürfnisse bestimmter Zielgruppen besser wahrzunehmen und auf diese eingehen zu können. Hinzu kommt, dass in den Social Media sowieso über die Uni Bern geredet und geschrieben wird. Wenn wir mitmachen, können wir in Diskussionen eintreten und den Dialog mit Befürwortern und Kritikern mitgestalten.

Sie haben den direkten Kontakt angesprochen. Welche konkreten Erfahrungen haben Sie gemacht?

Zuerst ein erfreuliches Beispiel, welches die Vernetzung aufzeigt: Auf Twitter schrieb kürzlich eine Studentin, dass sie auf einer Uni-Toilette im Hauptgebäude ihre Ringe liegen gelassen habe. Wir wiesen sie auf den Fundschrank hin, dort

Monika Akeret:
«Über Social Media können wir in Diskussionen eintreten und den Dialog mit Befürwortern und Kritikern mitgestalten.»



waren die Ringe jedoch nicht abgegeben worden. Eine andere Twitterin hatte den Hilferuf zufällig gelesen, die Ringe gefunden und sie dann der glücklichen Studentin übergeben – getroffen haben sie sich über die Kommunikation via Twitter. Wir können aber auch schnell und direkt reagieren und die Situation entschärfen, wenn Kritik an der Universität Bern geäußert wird. Dies war beispielsweise der Fall, als zu Beginn des Herbstsemesters Performance-Probleme auf der Lernplattform ILIAS auftraten und jemand entnervt fragte, wann die Uni das Problem denn endlich löse.

Sehen Sie auch Risiken, die mit den Social Media verbunden sind?

Problematisch wird es, wenn wir kommunikativ falsch reagieren. Wenn wir zum Beispiel unliebsame Äusserungen auf der Facebook-Pinnwand einfach löschen oder den Dialog verweigern würden. Ein solches Verhalten wird von den Nutzerinnen und Nutzern nicht goutiert. Grosse Firmen wie Nestlé, Mammut oder auch die Organisatoren der Fussball-EM 2012 gerieten kürzlich unter Beschuss, weil sie in den Augen ihrer «Fans» ihr Markenversprechen nicht eingehalten oder sich unethisch verhalten hatten.

Wie werden die Social Media-Kanäle derzeit bedient?

Wir haben eine Redaktionsgruppe gebildet, die aus sechs Mitarbeitenden der Vizerektorate Entwicklung und Lehre sowie der Abteilung Kommunikation besteht. Einmal pro Woche wird zusammengetragen, auf welche gesamtuniversitären Veranstaltungen hingewiesen wird, welche Informationen für Studierende oder andere Zielgruppen publik gemacht und welche Beiträge der vorhandenen klassischen Kanäle weiterverbreitet werden. Dabei hat sich gezeigt, dass auf Mitteilungen, die sachlich informieren, aber weniger Emotionen erzeugen, kaum reagiert wird. Anders sieht es aus, wenn wir auf Facebook eine kleine Umfrage starten oder eine Handlungsaufforderung formulieren – dann fühlen sich die «Fans» angesprochen und interagieren mit der Uni-Fanpage, indem sie kommentieren, den Inhalt teilen oder auf «Gefällt mir» klicken. Ebenfalls beliebt sind Fotos, beispielsweise diejenigen von der Nacht der Forschung. Aber auch Artikel, die Themen wie das Frauenstimmrecht oder die Menschenrechte behandeln, wurden oft aufgerufen.

Wie sieht die Bilanz nach gut einem halben Jahr Social Media-Pilotbetrieb aus?

Wir sind froh, dass wir gut und problemlos gestartet sind und Interesse an unseren Aktivitäten besteht. Ende November waren

Social Media-Kanäle der Uni

Seit April 2011 ist die Universität Bern in einem Pilotprojekt auf den Social Media-Kanälen Facebook, Twitter und Youtube präsent. Schauen Sie doch gelegentlich vorbei, werden Sie «Fan» der Uni-Facebook-Seite und teilen sie Ihre Meinungen und Erfahrungen mit der Community. Wenn Sie der Uni auf Twitter folgen, bleiben Sie auf dem Laufenden. Auf Youtube finden Sie Filme, die Einblick geben in das vielseitige universitäre Leben – dazu können Sie den Channel abonnieren.

www.facebook.com/UniBern

www.twitter.com/unibern

www.youtube.com/user/UniBEweboffice

rund 1370 Personen «Fans» der Uni Bern, das heisst, dass sie den «Gefällt mir»-Button der Uni-Facebook-Seite geklickt haben. Insgesamt haben eine gute halbe Million Personen – «Fans» und andere – die Seite aufgerufen, auf Twitter folgen 320 Personen der Alma mater bernensis. Erfreulich ist, dass bei ungefähr gleich bleibendem Output, also der gleichen Anzahl von Beiträgen, die wir veröffentlichen, die Interaktion von Monat zu Monat steigt. Es gibt kontinuierlich mehr aktive Nutzerinnen und Nutzer, die Kommentare schreiben oder zu einem Beitrag den «Gefällt mir»-Button klicken.

Was ist über die Facebook-«Fans» der Uni Bern bekannt?

Wir haben leicht mehr weibliche als männliche «Fans». Altersmässig sind vor allem Personen zwischen 18 und 35 Jahren vertreten. Die «Fans» wohnen in der Schweiz, in Deutschland und den USA, aber auch in anderen Ländern wie Südafrika, Mexiko oder der Türkei.

Was läuft (noch) nicht optimal?

Der Faktor «Zeit» macht dem Projektteam manchmal zu schaffen. Jemand, der sein Anliegen auf Facebook veröffentlicht, erwartet eine rasche Antwort. Aufgrund der aktuellen Ressourcensituation im Projektteam – die meisten Mitarbeitenden erledigen die durch Social Media anfallenden Aufgaben zusätzlich zum normalen Arbeitspensum –, den unterschiedlichen

Präsenzzeiten und der manchmal unständlichen Entscheidungswege können wir der Schnelligkeit der neuen Medien nicht immer gerecht werden. Wir sind uns auch bewusst, dass wir mit unseren deutschsprachigen Tweets und Posts nur einen Teil unserer Zielgruppen erreichen können.

Wie geht's weiter?

Das Pilotprojekt «Social Media» läuft bis zum nächsten Sommer. Dann werten wir die Erfahrungen aus, bereiten die Erkenntnisse auf und stellen der Unileitung je nach Ergebnis den Antrag, das Social Media-Angebot in den normalen Betrieb zu überführen.

Interview: Salomé Zimmermann

Kurznachrichten

Die Uni in den Online-Medien Monitoring

Was schreiben die Online-Medien weltweit über die Uni Bern? Welche Forschungserkenntnisse, welche Namen tauchen am häufigsten auf? In welchem Zusammenhang wird die Uni Bern genannt? Auch für eine Universität ist es heute aus Informations- und Reputationsgründen notwendig, ein Online-Monitoring zu betreiben – das heisst, zu wissen, was online über die eigene Institution geschrieben und diskutiert wird. Die Abteilung Kommunikation (AK) überwacht sowohl Online-Medien und News-Plattformen als auch soziale Netzwerke und Blogs. Für die Online-Medien wurde ein eigener Dienst abonniert (Meltwater News). Er ergänzt die Medienbeobachtung der Printmedien (Argus). Die Print-Medienbeobachtung ist für Uni-Angestellte frei zugänglich; nötig ist nur ein Campus Account. Bei der Online-Medienbeobachtung ist dies aus Lizenzgründen nicht möglich; hier wird von der Abteilung Kommunikation ein so genannter Newsfeed erstellt, der ungefähr wöchentlich die zwei relevantesten elektronischen Beiträge über die Universität auswählt und veröffentlicht. Dies kann einmal ein Artikel aus der «New York Times» sein – ein anderes Mal ein Beitrag aus dem «Schweizerbauer». Getreu der Strategie der Uni Bern:

International ausgerichtet, regional verankert. Bei dieser Online-Rundschau handelt es sich um eine Momentaufnahme, da die Artikel nach einer gewissen Zeit wieder vom Netz verschwinden.

Die jeweils aktuellsten Online-Beiträge sind aufgeschaltet unter www.medienecho.unibe.ch oder als Anriss auf der AK-Website im Kästchen «Medienecho» (www.kommunikation.unibe.ch) Generelle Infos zur Print- und Online-Medienbeobachtung finden sich unter: www.medienbeobachtung.unibe.ch

Reorganisation Vizerektorate

Teilung des ehemaligen Zentrums Lehre

Eine wichtige Aufgabe für die neuen Vizerektoren war die partielle Reorganisation der Vizerektorate. Das ehemalige Zentrum Lehre wurde auf die beiden Vizerektorate «Lehre» unter Bruno Moretti und «Entwicklung» unter Walter Perrig aufgeteilt. Dabei haben sich auch die Bezeichnungen einiger Abteilungen geändert. Das ehemalige Kompetenzzentrum Bologna heisst neu «Studienangebotsentwicklung». Das Zentrum für Sprachkompetenz ist neu auf die zwei Vizerektorate verteilt: das Englische gehört zum Vizerektorat «Entwicklung» und das Deutsche ist beim Vizerektorat «Lehre» angesiedelt. Ab dem neuen Jahr wird auch iLUB (Supportstelle für ICT-gestützte, innovative Lehre) zum Vizerektorat «Lehre» gehören. Folgende Abteilungen gehören zum Vizerektorat «Lehre»: Zulassung, Immatrikulation und Beratung (ZIB), Internationales Büro, Studienangebotsentwicklung und das Verwaltungssystem Lehre. Das Vizerektorat «Entwicklung» beinhaltet: Aussenbeziehungen (Internationale und nationale Zusammenarbeit, Alumni, Kinderuni, Seniorenuniversität), Karriereförderung (Graduate Schools, Career Service, Academic English Services, Schweizer Wissenschaftsolympiaden) und die Universitäre Weiterbildung.



Abschiedsfeier

Emeritierung Prof. Norbert Thom

Das Institut für Organisation und Personal lädt zur Emeritierungsfeier und Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Prof. h.c. Dr. h.c. mult. Norbert Thom am 3. Februar 2012 ein. Der Direktor des Instituts für Organisation und Personal hält eine Vorlesung zum Thema **«Innovation, Organisation und Personal – Einblicke in drei Jahrzehnte Managementforschung»**.

Anmeldung bis 27. Januar 2012 an:

christen@iop.unibe.ch

16.00–18.00 Uhr, Hauptgebäude Universität Bern, Hochschulstrasse 4, Aula
www.iop.unibe.ch

Abschiedsfeier

Emeritierung Prof. Hansruedi Müller

Das Forschungsinstitut für Freizeit und Tourismus (FIF) lädt zur Abschiedsveranstaltung von Prof. Dr. Hansruedi Müller am 26. Januar 2012 ein. Neben dem Leiter des Forschungsinstituts sprechen verschiedene Referierende zum Thema **«Alpiner Tourismus im Wachstumsdilemma»**.

Anmeldung per Email an:

ursula.weinlein@fif.unibe.ch

14.45–18.00 Uhr, Hauptgebäude Universität Bern, Hochschulstrasse 4, Aula
www.fif.unibe.ch

Denkmalpflege

Vortragsforum Kunstgeschichte

Das Vortrags- und Diskussionsforum des Instituts für Kunstgeschichte in Verbindung mit dem Bundesamt für Kultur, ICOMOS Suisse und den Denkmalämtern von Kanton und Stadt Bern lädt zum Forum Denkmalpflege mit Referaten und Diskussionen zum Thema «Denkmalpflege – Baukultur» ein.

20. Januar 2012

«...wenn das öffentliche Interesse es gebietet» – Denkmalpflegerische Erkundungen in der Gegenwart

Dr. Nott Caviezel, Präsident der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege
24. Februar 2012

Baukultur der Nachhaltigkeit

Prof. Dr. Hans Kallhoff, Architekt
Jeweils 16.00 Uhr, Vortragssaal der Zentralbibliothek, Münstergasse 63

Geographie

GeographInnen in der Arbeitswelt

Die Geographische Gesellschaft Bern organisiert zum 125-jährigen Jubiläum des Geographischen Instituts Bern eine Vortragsreihe über Berner Geographen in Arbeitswelt und Gesellschaft.

10. Januar 2012

Mit der OSEC weltweit unterwegs für die Handelsförderung

Markus Wyss, OSEC, Zürich

24. Januar 2012

Berge im globalen Rampenlicht – Im Einsatz bei der FAO für eine nachhaltige Gebirgsentwicklung

Thomas Hofer, FAO, Rom

Jeweils 18.15–19.30 Uhr, Geographisches Institut, Hallerstrasse 12, Hörsaal 001

Buch am Mittag

Vortragsreihe Universitätsbibliothek

10. Januar 2012

Gestalten, setzen, drucken, binden.

Das grafische Gewerbe im Kanton Bern 1789 bis heute

Christian Lüthi, Leiter Ressourcen der Universitätsbibliothek Bern

14. Februar 2012

Das Historische Lexikon der Schweiz auf der Zielgeraden. Wie geht es mit dem HLS weiter?

Dr. Marco Jorio, Chefredaktor des Historischen Lexikons der Schweiz

12.30–13.00 Uhr, im Vortragssaal der

Zentralbibliothek, Münstergasse 63

www.ub.unibe.ch

Gleichstellung

Kursprogramm 2012

Das neue Kursprogramm der Abteilung für die Gleichstellung ist erschienen. Es bietet Studentinnen, Nachwuchswissenschaftlerinnen und Verwaltungsangestellten die Möglichkeit zu einer Standortbestimmung und Unterstützung beim Erreichen von Karrierezielen. Ziel des Angebots ist es, Frauen an der Universität Bern zu fördern und längerfristig eine ausgewogene Vertretung beider Geschlechter auf allen Ebenen und in allen Bereichen zu erreichen.

Bestellung des Programms über info@afg.unibe.ch oder Download über: www.gleichstellung.unibe.ch

Physik am Freitag

Vortragsreihe Physik und Astronomie

13. Januar 2012

Wasser, Wasser, überall, aber kein Tropfen zu trinken

Nick Thomas, Raum 099

20. Januar 2012

Sind die Neutrinos schneller als das Licht?

Jean-Luc Vuilleumier, Raum A6

27. Januar 2012

Klima und CO2: mehr als Physik

Fortunat Joos, Raum 099

3. Februar 2012

Die Welt im Mikrowellenlicht

Axel Murk, Raum A6

24. Februar 2012

Physik-Nobelpreis 2011: Supernovae.

Dunkle Energie und die Expansion des Universums

Matthias Blau, Raum 099

Jeweils ab 16.00 Uhr im Gebäude für Exakte Wissenschaften, Sidlerstrasse 5, im angegebenen Hörsaal. Ab 17.30 Uhr gibt es eine kleine Erfrischung.

www.physik.unibe.ch

Theodor-Kocher-Preis

Ausschreibung 2012

Die Kommission des Theodor-Kocher-Preises fordert die Professorinnen und Professoren der Universität Bern zur Nominierung von Kandidaten für den Theodor-Kocher-Preis 2012 auf. Der Preis ist mit 50 000 Franken dotiert und wird ohne Einschränkung der Fakultät oder des Gebiets für hervorragende und innovative wissenschaftliche Leistungen einmal im Jahr an Nachwuchsforschende der Universität Bern verliehen. Die Nominierungen – mit sämtlichen Unterlagen – müssen bis zum 31. März 2012 elektronisch (in PDF-Format) bei folgender Adresse eingereicht werden: natalie.baumann@biology.unibe.ch. Elektronisch nicht versendbare Dokumente können an folgende Adresse geschickt werden: Natalie Baumann, Sekretariat der Kommission des Theodor-Kocher-Preises, Baltzerstrasse 4, 3012 Bern
www.forschung.unibe.ch/content/forschungspreise/theodorkocherpreis

Impressum

unilink Dezember 2011
Die Nachrichten der Universität Bern

Herausgeberin: Abteilung Kommunikation

Leitung: Marcus Moser (mm)

Redaktion: Salomé Zimmermann (sz)

Mitarbeit: Bettina Jakob (bj), Matthias Meier (mei)
und Julia Gnägi (jg).

Bildnachweise:

Titelbild: Einzug in den festlichen Saal im Kultur-
casino mit Uni-Weibel Edgar Braunschweig. Foto:
Manu Friederich

Seite 2: Manu Friederich

Seiten 3 und 4: Manu Friederich

Seiten 5 und 6: Manu Friederich

Seite 7: Salomé Zimmermann

Seite 9: François Gribi

Seite 10: istockphoto (links) und zvg

Seite 11: zvg

Seite 12: Matthias Meier

Seite 13: Salomé Zimmermann

Seite 14: zvg

Layout: Salomé Zimmermann (sz)

Redaktionsadresse:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern

Hochschulstrasse 4

CH-3012 Bern

Tel. 031 631 80 44

Fax 031 631 45 62

unilink@unibe.ch

www.unilink.unibe.ch

Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern

Auflage: 6500 Exemplare

Erscheint monatlich während des Semesters

